

privatorum sint. Mit diesem Kanon fällt das Benützungsrecht kirchlicher Glocken durch Katholiken von selbst.

Hierher gehört auch can. 823, § 1: non licet Missam celebrare in templo haereticorum vel schismaticorum, etsi olim rite consecrato aut benedicto. Daraus erhellt, daß die Kirche den Gebrauch kirchlicher Kultgegenstände mit Katholiken perhorresziert. Nun gehören die Glocken zweifellos zu kirchlichen Kultgegenständen, somit ist die gemeinsame Benützung verboten. Der kirchliche Standpunkt nach dem neuen Kodex dürfte sich etwa so präzisieren lassen: Der Bischof kann bei Anschaffung von neuen Glocken den Katholiken das Mitbenützungsrecht nicht zusichern. Besteht aber irgendwo auf Grund der Gewohnheit oder sonstiger Verfügung die Gepflogenheit des Simultaneums, so könnte der Mißbrauch, wenn sich die Sache nicht ändern läßt, toleriert werden.

Die Entscheidung über den gegenständlichen Fall, wenn er dem Apostolischen Stuhle vorgelegt wird, ist kaum zweifelhaft.

Lieseregg (N.-De.).

Dr Otto Buchter, Pfr.

VIII. (Wenn „Baraber“ heiraten wollen.) Als ich von 1906 bis 1909 Arbeiterseelsorger beim Bau des Tauertunnels war, bestand eine meiner Hauptbeschäftigungen im Sanieren von Konkubinat. Dabei machte ich die Beobachtung, daß die meisten Konkubinarien bereits bei irgend einem Pfarramt vorgesprochen hatten betreffs ihrer Heirat. Doch so Arbeiter waren meist nicht auf deutschem Boden geboren, brachten nicht die genügenden Dokumente mit, und Pfarrer, die helfen wollten, bekamen von nichtdeutschen Behörden oft keine Antwort. Vielfach nahm man sich von vornherein mit solchen „Barabern“ keine rechte Mühe, da sie ja doch bald wieder die Pfarrei verließen. Da ich jedoch eigens für die Arbeiter als Seelsorger angestellt war, kam ich in die Lage, ihnen seelisch näher zu treten. Ich hatte bereits zwei Jahre zuvor beim Streckenbau als Seelsorger gedient und nach Ablauf von fünf Jahren war ich mit dem Bahnbau so verwachsen, daß ich höchst ungern dieses Arbeitsgebiet verließ. So Bahnbauarbeiter sind eine weltumspannende Gesellschaft. Man hat in kurzer Zeit Bekannte in allen Erdteilen, die einem immer wieder Grüße schicken. Noch jetzt bekomme ich Briefe. Das Unglück beim Bau des Lötschbergtunnels in der Schweiz, der Durchstich des Andentunnels in Südamerika, Bahnbauten am Libanon, im Sudan und in Venezuela wurden in der Kantine mit demselben Interesse von den Arbeitern besprochen wie von den Bauern die Viehmärkte in der nächsten Nachbarschaft. Man lernte alle Sprachen, verlernte den Sinn für politische Grenzen und lebte gleichsam in einem eigenen Staat, im Baraberstaat, dessen Beziehungen zu den offiziell anerkannten Staaten nicht immer die besten waren. Es gab auch keine politischen Parteien, denn bei dem Sprachenwirrwarr wäre das Agitieren nicht leicht gewesen und zudem entbehrte das Parteigetriebe des Landes, in dem man gerade arbeitete, jedes Interesses. Die Leute hatten jedoch sichtlich Freude, einen Seelsorger zu besitzen, der zu ihnen gehörte und sie nicht als eine Gesellschaft ansah, die gottlob bald wieder fortgeht. Es war eine Maßregel,

die von pastorellem Weitblick des Ordinariates zeugte, für die Tunnelarbeiter einen eigenen Seelsorger anzustellen. Die Besoldung hatte das Eisenbahnministerium übernommen.

In diesem Milieu mußte ich Spezialist für Ausländererehen werden, es ging nicht anders. Schon 1908, also lang vor dem Kriege, führte ich auch eine Ehe durch per procuratorem, jedoch ein Ehefall, der mich über fünf Jahre beschäftigte, verdient nach dem Urteil aller, denen ich davon erzählt habe, mit Druckerschwärze der Vergessenheit entrissen zu werden. Die Akten desselben sind heute noch in meinem Besitz. Viele Namen sind geändert, um niemandem Verlegenheiten zu bereiten.

Im Jahre 1908 kam ein junger Mineur zu mir und meldete sich zum Heiraten. Die Papiere seiner Braut, die eine Oesterreicherin war, befanden sich in vollster Ordnung. Bei ihm, meinte er, hätte es aber eine Schwierigkeit. Er sei zwar katholisch getauft, habe sich jedoch in Serbien auf orthodox „umtaufen“ lassen und sei demnach griechisch-orientalisch. Weil die Braut aber eine Katholikin sei, so sei er bereit, sich wieder „zurücktaufen“ zu lassen, um allen Schwierigkeiten zu entgehen.

„Gib deine Papiere her!“ Er wies einen in serbischer Sprache ausgestellten Tauffchein vor. Dieser bestätigte nur die im Jahre 1904 in Gradiste in Serbien erteilte Taufe an einen 1884 (?) in Ernac in der Herzegowina geborenen Dragutin Pavlovic. Die Eltern waren nicht genannt. Beim Geburtsjahr war ein Fragezeichen.

„Hörst du, ich werde nach Ernac schreiben um deinen Geburts- und Tauffchein. Anders kannst du nicht heiraten.“ „Dobro, gospodine.“ „Jedoch sage mir, weshalb hast du dich denn in Serbien „umtaufen“ lassen?“

„Gospodine kapelane, das kam so. Ich bin eigentlich immer griechisch-orientalisch gewesen und habe gar nicht gewußt, daß ich katholisch getauft bin. Ich ging in Gradiste in die Schule und kam dann nach Ungarn in die Lehre zu einem Tischler. Schließlich wurde ich assentiert und mußte nach Kragujevac einrücken. Als ich sechs Wochen beim Militär war, rief man mich plötzlich in die Kanzlei und sagte mir, ich dürfe heimgehen; man könne mich nicht brauchen, ich sei kein Serbe, sondern ein Herzegowiner. Ganz überrascht über diese Auskunft, fuhr ich nach Hause. Der Vater war jedoch abwesend auf einem Bahnbau in Görz und die Mutter gestand ein, daß sie nur meine Stiefmutter sei. Meine rechte Mutter sei in Ernac in der Herzegowina und habe mich unehelich geboren. Mehr wisse sie nicht. An den Vater zu schreiben, werde nichts nützen, dieser gebe gewiß keine Auskunft. Ich ging in meiner Ratlosigkeit zum Pfarrer. Dieser erhob noch von meiner Stiefmutter, daß ich katholisch getauft sei, worauf er sofort mir befahl, mich „umtaufen“ zu lassen. Dies nützte mir aber gar nichts. Ich hätte gern beim Militär gedient, man nahm mich aber nicht mehr an. Ich beschloß nun, selbst zum Vater zu reisen und ihn um die Personalien meiner Mutter zu bitten, damit ich doch jemand sei auf der Welt. Aber über die Grenze brauchte ich einen Paß und den bekam man nur gegen Vorweis des Heimatsscheines, d. h. ich

bekam keinen. Da Gradiste an der Donau liegt, so brachte mich ein Fischer bei Orsova in einer finsternen Nacht hinüber ins Banat und von dort ging ich zu Fuß bis Görz, nur des Nachts marschierend, damit ich von der Gendarmerie nicht ergriffen würde. Mein Vater war Partieführer bei Santa Lucia und ich trat bei ihm in Arbeit ein. So bekam ich ein Arbeitsbuch. Wer aber meine Mutter war, sagte er mir durchaus nicht. Er nannte bloß ihren Vornamen Milica, sagte, sie sei gar nicht aus Ernac, sondern aus Ragusa gewesen und sie habe in Ernac nur einen Posten als Kellnerin gehabt. Die Arme sei bei meiner Geburt gestorben, er habe mich zu sich genommen und nenne mich nun Pavlovic nach seinem eigenen Namen. Ob ich mich dessen etwa schäme? Wie meine Mutter sich geschrieben habe, wisse er gar nicht. Meine Mutter sei tot und ich möge mich um sie nicht mehr kümmern.“

Auf diese Darlegungen hin berichtete ich den Fall an das vorgesetzte Ordinariat und fragte, ob ich nicht um Dispens vom Tauffchein eintreten solle. Die Dispens vom Tauffchein konnte jedoch von der Landesregierung nicht gewährt werden wegen der zweifelhaften Staatszugehörigkeit des Ehemehrs und des assentpflichtigen Alters. Zuvor hatte ich aber an die römisch-katholischen Pfarrämter Ernac und Ragusa geschrieben. In Ragusa war ein Kind, auf welches diese Umstände gepaßt hätten, nicht geboren und aus Ernac erhielt ich Antwort von der k. u. k. Garnisonsseelsorge, welche auch das Zivil pastorierte. Die Matriken von Ernac seien in Trebinje. Der gefertigte Feldkurat habe in Trebinje persönlich nachgesehen, jedoch gerade die Blätter vom Anfang der Achtzigerjahre seien abhanden gekommen. Seine eingehenden Erkundigungen in Ernac nach einer Kellnerin Milica seien ganz ergebnislos gewesen. Es ist begreiflich, daß unter diesen sonderbaren Umständen eine Dispens vom Tauffchein nicht erteilt wurde.

Die Brautleute lebten jedoch schon im Konkubinat und mir war sehr daran gelegen, dieses Konkubinat zu sanieren. Ebenso war dem Mineur daran gelegen, einmal zu erfahren, wer er eigentlich sei, und ein „Mensch“ zu werden mit richtigen Papieren. Ich faßte den Plan, den Vater durch die Gendarmerie zu näherer Auskunft zu veranlassen und schrieb an eine Bahnbaunternehmung nach Kärnten, bei welcher er angeblich arbeitete. Ich bekam die Nachricht, der Mann sei zum Bau der Wachaubahn gezogen. Von dort her wurde mir berichtet, er sei bereits wieder fort zum Bau des Ernovo-Tunnels in Bulgarien und von Ernovo erhielt ich die Nachricht, der alte Pavlovic habe vor kurzem einen Mord begangen und sei in die Türkei geflohen. Nun mußte ich diesen Plan aufgeben.

Ein Schreiben an die Stiefmutter in Gradiste und an den dortigen Pfarrer hatte keinen Erfolg. Diese wußten nicht mehr wie ich. Da fiel mir ein, daß ich vielleicht in der Heimat des alten Pavlovic etwas erfahren könnte. Ein uneheliches Kind, von der Fremde mitgebracht, gibt doch Anlaß zu Erörterungen. Nun wußte aber mein Bräutigam nur so viel, daß sein Vater in Kroatien zu Hause sei, mehr nicht. Dem war scheinbar leicht abzuhelpen. Ich ließ mir seinen Trauungsschein aus

Gradiste kommen, denn dort hatte er geheiratet und darin stand es ja genau: Andrija Pavlovic, geboren am 20. Juni 1860 in Sv. Petar, Bezirk Bjelovar in Kroatien, römisch-katholisch. Ich schrieb nun ans Pfarramt Sv. Petar, jedoch dort war der Mann nicht geboren. Der Dechant von Bjelovar ließ eine Kurrende herumgehen, der Mann war im ganzen Dekanat nirgends eingetragen.

Als ich dem Bräutigam dieses alles berichtete, fing er immer mehr an, über seinen Vater nachzudenken, vor dem er nie besondere Achtung gehabt hatte. Ich wollte ja dem jungen Dragutin gerne helfen, denn er war ein fleißiger Arbeiter und auch seine Braut war eine tüchtige Person. Da fiel dem Dragutin ein, sein Vater habe einmal eine Aeußerung getan, es sei ganz einerlei, welchen Namen man trage. Jetzt erst falle ihm diese Aeußerung auf und er halte es für möglich, daß sein Vater unter falschem Namen geheiratet habe. In Serbien, wenigstens in Gradiste, wäre dies wohl durchführbar gewesen. Die Sache wurde also immer noch verwickelter. Welchen Plan sollte ich nun fassen?

Mir fiel nichts ein, als daß wir beide, Dragutin und ich, uns bei jeder Gelegenheit bei älteren Arbeitern erkundigten, ob nicht jemand den alten Pavlovic kenne und wisse, aus welcher Gegend er stamme. Den alten Pavlovic kannte jedermann; jedoch erst nach einem halben Jahre erfuhr ich, daß er aus der Gegend von Krizevac stamme; das Dorf wußte man mir nicht anzugeben.

Ich machte nun dem Dechant von Krizevac einen langen und eindringlichen Bericht in kroatischer Sprache und bat, denselben in seinem Dekanat zirkulieren zu lassen. Dies wurde besorgt und der Pfarrer von N. verlas den Bericht frischweg von der Kanzel. Nach dem Gottesdienst meldete sich beim Pfarrer ein Gendarmeriewachmeister i. R. und erklärte, dieser Pavlovic könne niemand anderer als sein Kamerad Andrija Pavic gewesen sein, mit dem er in Crnac gedient habe. Er habe dort von einer Kellnerin aus Ragusa ein Kind gehabt, das auf den Namen Dragutin getauft wurde und das er dann zu sich genommen habe. Dieser Pavic habe später nach Serbien geheiratet. Das Kind sei aber nicht in Crnac, sondern in Ragusa geboren und die Mutter heiße nicht Milica, sondern Jelica und sei bei der Geburt nicht gestorben; er selber habe sie vor ein paar Jahren in N. in der Herzegowina noch gesehen. Leider wisse er ihren Schreibnamen nicht.

Selbstverständlich ging auf diese wichtige Nachricht hin sofort ein langer Bericht nach Crnac ab zu jenem rührigen Feldkuraten, dessen Aufgabe es nun war, jener Jelica aus Ragusa nachzufragen. Ihr Name war bald ermittelt, nur war sie in Ragusa vecchia beheimatet. Der dortige Pfarrer lud sie vor, aber diese Jelica schimpfte jämmerlich über die Zumutung, daß sie mit 16 Jahren ein Kind gehabt haben sollte; sie habe überhaupt keines gehabt. Der Feldkurat bekam vom Pfarramt Ragusa vecchia eine kräftige Nase und wurde mit seinen Erhebungen recht vorsichtig. Nun ruhte die Sache wieder einige Monate.

Eines Tages gab es in Ernac eine Taufe. Der Taufpate war aus K. und lud den Feldkurat zum Tauffchmaus. Im Laufe der Unterhaltung sprach der Pate von seiner Schwägerin Jelica. Gewohnt, jeder Jelica nachzuforschen, legte der Feldkurat dem Taufpaten den Fall unter vier Augen vor. Und siehe da; der Taufpate bekannte: „Das ist das Kind meiner Schwägerin. Aber werden Sie ja nicht laut, damit nichts aufkommt.“ Der Feldkurat brauchte bloß den Mädchennamen und Ort und Zeit der Geburt zu wissen. Der Mädchennamen war Bukovic, der Geburtsort Ragusa. Er schrieb gleich selbst um den Tauffchein und teilte mir die große Neuigkeit samt der Adresse der Mutter mit, die in K. verheiratet war. Doch von Ragusa kam die Antwort, ein Kind dieses Namens sei in Ragusa nicht geboren.

Ich schrieb nun direkt an die Mutter, sie möge sich ihres Kindes erbarmen und doch den Ort der Geburt mir mitteilen; sie werde weiterhin in keiner Weise mehr belästigt werden. Anstatt der Mutter schrieb mir der Bezirkswachtmeister von K. zurück, die Mutter werde den Tauffchein alsbald schicken, ich möge es aber unterlassen, ihr direkt zu schreiben, da ihr Mann von dem Kinde nichts wisse. Ich möge alle Korrespondenzen an ihn leiten. Der Geburtsort war wiederum nicht genannt. Der Tauffchein kam wochenlang nicht.

Unterdessen waren sowohl ich als Dragutin vom Tauerntunnel, der 1909 eröffnet wurde, längst fortgekommen und er hatte bei der Aspangbahn Arbeit gefunden. Da brach der erste Balkankrieg aus im Jahre 1912. Alle Serben wurden von Oesterreich ausgewiesen, darunter auch Dragutin, in dessen Arbeitsbuch immer noch als Zuständigkeitsort Gradiste in Serbien angegeben war. Ich schrieb also wieder einmal die ganze Geschichte nieder, sandte den Bericht an die Gendarmerie von Aspang und Dragutin durfte bleiben. Die Arbeit ging jedoch bald zu Ende und er wandte sich zu einem anderen Bahnbau nach Preussisch-Schlesien.

Die Mutter schien unterdessen ihrem Mann ein Geständnis abgelegt zu haben, denn Dragutin bekam plötzlich Briefe nicht nur von seiner Mutter, sondern auch von zwei Schwestern. Nur den Tauffchein bekam er nicht. Ich schrieb wieder dem Bezirkswachtmeister, er möge doch Ort und Zeit der Geburt angeben, den Tauffchein werde ich mir schon selber besorgen; doch ich erhielt nur leere Vertröstungen. Eines Tages bekam Dragutin einen Brief von seinem Schwager; wenn er 50 Kronen einsetze, bekomme er umgehend den Tauffchein. Das war viel Geld für einen Arbeiter und eine unsichere Sache. Das mußte billiger geschehen. Ich schrieb also wiederum an den Herrn Bezirkswachtmeister, daß ich den ganzen Fall dem Landes-Gendarmeriekommando in Sarajevo vorlegen werde, wenn ich nicht bald erfahre, wo und wann Dragutin geboren sei. Die Geduldproben waren nicht gering. Ein Brief in die Herzegowina brauchte ja eine Woche.

Schon war ich nahe daran, meine Drohung zu verwirklichen, als mir Dragutin selbst seinen Tauffchein von Schlesien aus zuschickte. Ich

weiß heute nicht mehr, wer ihm denselben gesandt hat. Jedoch glaube ich die Leute in der Herzegowina zu Unrecht im Verdacht gehabt zu haben und auch die Sache mit den 50 Kronen beurteilte ich nun milder. Es war, um den Taufschein zu bekommen, offenbar eine Reise nach Ragusa nötig, denn der Taufschein war nicht ausgestellt von einem Pfarramt, sondern vom Magistrat der Stadt. Dies war mir in Bisleithanien noch nie vorgekommen und Ragusa gehörte doch zu Dalmatien. Dragutin war im Findelhaus geboren und auf dem Taufschein, besser gesagt auf dem Geburtschein war vermerkt: Getauft in Crnac. Die Mutter hatte jedenfalls allerlei Heimlichkeiten getrieben, um den Fall vor ihrer Familie zu verbergen.

Da Dragutin nicht allzuweit von der böhmischen Grenze entfernt war, so machte ich ihm den Vorschlag, er solle sich in Deutschland bloß anbieten, im nächsten böhmischen Pfarrort aber trauen lassen, um der deutschen Ziviltrauung zu entgehen, die mir mit legalisierten Dokumenten und Ehefähigkeitszeugnissen möglich gewesen wäre und nicht nur Kosten, sondern auch wieder Verzögerungen hervorgerufen hätte. Zu diesem Zwecke setzte ich mich mit dem böhmischen Pfarramt in Verbindung, das jedoch mit Recht auf dem Heimatschein des Bräutigams bestand. Es mußte also wieder nach Ragusa geschrieben werden mit seiner abschreckenden Postverbindung. Die Gemeinde Ragusa überlegte es sich aber so lange, bis sie den Heimatschein ausstellte, daß unterdessen der Tunnel in Schlesien fertig geworden und Dragutin zu einem anderen Tunnelbau nach Hessen übersiedelt war. Von Hessen aus konnte Dragutin wegen der Reisekosten unmöglich zur Trauung nach Oesterreich fahren und nun mußten legalisierte Scheine und Ehefähigkeitszeugnisse in Aktion treten. Für die Braut war es bald beschafft, jedoch die Bezirkshauptmannschaft Ragusa ließ warten und kam auch durch Telegramme nicht aus ihrer Ruhe. Es mußte eine Beschwerde an die Statthalterei Zara geleitet werden und endlich hatte ich alles in Händen. Unterdessen hatte der hessische Pfarrer Dragutin in die katholische Kirche aufgenommen und das hessische Standesamt fand die beigebrachten Dokumente für genügend. Beim österreichischen Konsulat in Frankfurt am Main wurden die drei Assentierungen erledigt und Bukovic für gänzlich untauglich erklärt. Man war gegen den bald 30jährigen „Deserteur“ vernünftig und human. Fünf Jahre, nachdem sich Dragutin Bukovic bei mir zur Trauung gemeldet, wurde er endlich katholisch getraut. Am Hochzeitstag schrieb mir das Paar einen Freudenbrief und noch lange bekam ich Briefe. Dragutin erklärte immer wieder, ich hätte aus ihm erst einen „Menschen“ gemacht. Er habe nun seinen Namen und seine gesicherten Papiere; er freute sich oben-
drein, daß er wieder zur Religion gehöre, in der er geboren sei; und der frühere Pavlovic stellte sich, als er mich später in Salzburg einmal besuchte, mit Stolz vor als Dragutin Bukovic. Den Feldkuraten von Crnac, einen Ungarn, traf ich während des Krieges, als ich selbst Feldkurat war, einmal zufällig in Wien.

Walchsee (Tirol).

Joachim Mayr, Pfarrer.